



Yasmine Chami  
TIEF  
INS  
FLEISCH

Roman

Aus dem  
Französischen  
von Claudia Steinitz

Yasmine Chami  
Tief ins Fleisch

Roman

Aus dem Französischen  
von Claudia Steinitz

## Für meine Söhne

Ich sage Glück, du meine Geschlagene;  
Ein jeder von uns kann empfangen,  
Was rätselhaft am Andern,  
Ohne das Geheimnis preiszugeben;  
Und der Schmerz, der von außen kommt,  
Wird endlich abgestoßen  
Im Fleische unseres Einsseins,  
Folgt endlich seiner Sonnenbahn  
Inmitten unseres Wolkenwalls,  
Den er zerreißt und neu erschafft.

René Char

*Für* \*\*\*

## Namen

*Adam*, Sohn von Ismaïl und Médée  
*Aya*, Zweitgeborene Tochter von Ismaïl und Médée  
*Brahim*, Vater von Ismaïl, Mann von Hourya  
*Faïza*, Mutter von Médée, Frau von Naim  
*Hind*, Schwester von Ismaïl  
*Hourya*, Mutter von Ismaïl, Frau von Brahim  
*Ismail*, Mann von Médée, Vater von Adam, Samia und Aya und Geliebter von Meriem  
*Jawad*, Bruder von Ismaïl  
*Juan*, Partner von Médée  
*Lilia*, jüngere Schwester von Médée  
*Lotfi*, Ehemann von Najia, Schwager von Hourya  
*Médée*, Frau von Ismaïl, Mutter von Adam, Samia und Aya, Partnerin von Juan  
*Meriem*, Geliebte von Ismaïl  
*Naïm*, Vater von Médée, Mann von Faïza  
*Najat*, jüngste Schwester von Ismaïl  
*Najia*, ältere Schwester von Hourya  
*Sadreddine*, Mann von Lilia, Kindheitsfreund von Ismaïl  
*Safia*, »Gute Seele« des Hauses von Ismaïl und Médée  
*Samia*, Erstgeborene Tochter von Ismaïl und Médée  
*Thomas*, Mann von Aya  
*Youssef*, Kinderfreund von Ismaïl  
*Zahra*, »Gute Seele« des Hauses von Hourya und ihren Kindern

## Erster Teil

## Du, meine Liebe, seit all diesen Jahren

An dem Tag, als Ismaïl seine Frau Médée nach über dreißig Jahren verließ, um zu Meriem zu gehen, die ihn vor der Grenzkontrolle des internationalen Flughafens erwartete, hoffte er, den Knoten von Begehren, Verrat und Gewalt, der sie alle zu ersticken drohte, so ehrenhaft wie möglich zu zerschlagen.

Als er viel später zu begreifen suchte, wie er darauf gekommen war, Médée auf die in seinen Augen erbärmlichste Weise zu verlassen, wusste er nicht mehr, welche vernünftige Überlegung ihn zu der Schlussfolgerung geführt hatte, eine brutale Abkehr ohne Erklärung sei für sie die beste Art, die Endgültigkeit seiner Entscheidung zu akzeptieren. Er hätte nicht zu sagen gewusst, warum aus einem Abenteuer, das er für rein sexuell gehalten hatte und das zweifellos mit ihrer auf so besondere Weise geteilten Anspannung als Chirurgen verbunden war – Meriem und er über den offenen Schädel eines Patienten gebeugt, darauf bedacht, ihre Bewegungen millimetergenau, in einer präzisen Choreographie zu koordinieren –, eine Geschichte geworden war, die ihn zum Gefangenen eines grenzenlosen Begehrens gemacht hatte.

Ismail akzeptiert, dass er nicht immer beherrscht, was geschieht, obwohl Beherrschung eine der wichtigsten Tugenden bei seiner Arbeit als Chirurg ist. Er weiß seit Langem, dass das Allmachtgefühl, das ihn jedes Mal überwältigt, wenn ein Mann oder eine Frau den Kopf seinen Experten Händen überlässt, eine gefährliche Illusion ist. Nicht nur einmal hat er einen Patienten verloren, der genügend Vertrauen in die Präzision seines Könnens gehabt hatte, um das Eindringen des Skalpells in das weiche Fleisch zu akzeptieren, aus dem das Denken und alle Fähigkeiten kommen, die uns lebendig sein lassen. Und trotzdem hat er die Illusion genährt, seine Geschichte mit Meriem vom ersten Tag an im Griff zu haben. Im Vertrauen auf die Beständigkeit der Bindung zu seiner Frau Médée, ihren drei Kindern, ihren Enkeln, wie auf einen sturmfesten Deich, billigte er auf der anderen Seite seinem Leben mit Meriem ein beruhigendes Inseldasein zu. Die erlebten Geschichten werden immer im Rückblick erzählt, das weiß er wohl, durch die scheinbare Kontrolle über den Bericht verschwinden die Fallstricke der Erfahrung, die Risse, die Fehler und das Zögern zugunsten eines einheitlichen Blicks auf das, was gewesen ist. Und dennoch betrachtet Ismail, nachdem er die Ernüchterung des erloschenen Begehrens verkraftet hat, die ganze Geschichte wie die eines anderen, so fremd ist sie all dem, was er war und was er nach zwei chaotischen Jahren geworden ist.

Heute irrt er in Unterhosen und zerknittertem T-Shirt durch das verlassene Haus und sucht das Adressbuch aus braunem Leder, in das Médée trotz der überall in den All-

tag eindringenden Monitore und Tablets die für das Funktionieren des Hauses unerlässlichen Nummern eintrug – die Kinder machten sich liebevoll über sie lustig: »Niemand, wirklich niemand benutzt noch ein Adressbuch, Mama«, seufzte Samia und lehnte sich an ihren Vater; während sie ihre Mutter kritisierte, spürte er den Waldduft ihrer Haare, die den gleichen Bernsteinton wie die von Médée hatten, die vor ihnen stand. Damals hatte er ihre Verwirrung gespürt, wie er seit mehr als dreißig Jahren jede Regung ihres wachen Geistes, ihrer lebendigen Empfindsamkeit erfasste, auch wenn sie die Wahrnehmungsschocks zu dämpfen suchte, um sie im Atelier auf dem Dach ihres Hauses in Kreaturen aus Stein, Stahl und Glas zu verwandeln: Mit ihnen entfaltete sie die Komplexität eines Universums, in dem allen Hindernissen zum Trotz seltsam zerfetzte und zusammengestückelten Fäden die verrenkten Statuen in aufgeschlitzten Schalen gefangen hielten, dicke Hanf- und Nylonfäden, mit großen, groben Stichen genäht, die deutlich die Mühe verrieten, um die einzeln aufgeschichteten und dann unablässig polierten Kreaturen miteinander zu verbinden. Als er Médée zum ersten Mal begegnete, hatte er mit einem Blick die Kraft des Universums erfasst, das diese junge Frau mit ihrer schwebenden Anmut offenbarte. Im Elternhaus in Tanger, wo die Hochzeit ihrer älteren Schwester mit seinem Kindheitsfreund gefeiert wurde, öffnete sie für ihn die Tür ihres Ateliers im Garten, von dem aus man unter sich das Meer liegen sah. Ebenso tief berührte es ihn, wie sie allein im Garten tanzte, sich mit ausgebreiteten Armen in ihrem elfenbeinfarbenen Kaftan drehte, wie ein Vogel, hatte er damals gedacht. Alles an ihr



war anmutig, er beobachtete sie von Weitem, kam dann näher, eingeschüchtert von der Vornehmheit, die Zurückhaltung gebot. Keinen Augenblick im Verlauf der dreißig Jahre, die ihr gemeinsames Leben gedauert hatte, in dem ihr Liebespakt mit der Geburt von jedem der drei Kinder erneuert wurde, die Médée dann jahrelang eng an ihrem Körper hielt; Ismaïl protestierte lachend gegen ihre turbulente Anwesenheit im Ehebett, wo sie ihm den Zugang zum Körper seiner Frau versperrten, die er noch immer mit der gleichen Glut beehrte, und er erwartete den Moment, da Samia, dann Aya und Adam endlich eingeschlafen waren, ihr regelmäßiger Atem eine Ruhepause verheiß, um sie vorsichtig in ihre Betten zu tragen, gefolgt von der barfüßigen Médée. Keinen Augenblick hatte er aufgehört, die Frau zu bewundern, die sich ihm so subtil entzog, dass er sich jedes Mal vergewissern musste, ob er sie wirklich erobert hatte. Obwohl sie ihm eine unerschütterliche Liebe entgegenbrachte, blieb in ihm ein kaum spürbares Zweifeln, ob sie wirklich ihm gehörte. Er sah zu, wie sie die Kinder zudeckte, ihre Stirn mit den Lippen streifte, das Nachtlicht löschte, ein schwaches Leuchten in den liebevoll eingerichteten Zimmern mit den gestickten Decken, Teppichen in sanften Farben, durchsichtigen Kisten, in denen sich bunt durcheinander ihre Spielsachen türmten, mit den Märchenbüchern in den Regalen und den farbenfrohen Bildern, die Médée und die Kinder gemeinsam gemalt hatten. Nichts in seiner Kindheit glich der seiner Kinder. Er beobachtete seine Frau, die nach einer letzten Bewegung, um eine unsichtbare Falte auf einer Decke zu glätten oder einen hervorschauenden Fuß

zuzudecken, der so zart war, dass sie nicht anders konnte, als ihn noch einmal sanft zwischen den Handflächen zu drücken, das Nachtlicht löschte.

In gewisser Hinsicht war Ismaïl der Kindheit seiner Kinder fremd geblieben, das erkannte er jetzt in der Eingangshalle. Sie war erfüllt vom zitternden Licht des frischen März Morgens, das durch die große Glaswand im Wohnzimmer hereinströmte. Das Unkraut eroberte die Terrasse, die Médée immer so sorgsam gepflegt hatte; er hatte Ba Ahmed für einen Monat beurlaubt und großzügig entschädigt, ebenso die Köchin Safia, die dennoch aus Sorge mindestens alle zwei Tage in das Haus kam, in dem sie im Laufe der Jahre so heimisch geworden war, dass Ismaïl keine andere Wahl blieb, als sie bei sich zu dulden. Sie kochte ihm leckere Gerichte, die er kaum anrührte, lüftete die leeren Zimmer, staubte die Skulpturen ab, sodass ein Fremder, der das Haus beträte, denken könnte, Ismaïl lebe hier weiter, wie eh und je, in der Bequemlichkeit, die Médée mit wachem Auge Tag für Tag für ihn organisierte. Doch ein Blick nur auf die Terrasse, das Unkraut, die erdigen Spuren von Vogelfüßen und Katzenpfoten auf den elfenbeinfarbenen Kissen der Korbsessel um den Tisch mit blauen und grünen Zellij-Kacheln, die Katzen selbst, die in der Sonne lagen und ihre hervortretenden Rippen der Frühlingswärme darboten, und der Eindringling würde begreifen, warum über dem Haus voller Familienfotos, auf denen das Lächeln ihrer drei Kinder strahlte, Reisesouvenirs, Médées gedrängt stehenden Büchern in Regalen aus hellem Holz, Samias ersten Zeichnungen, die einen Teil der Wand

bis in eine Ecke des gelb-violetten Salons bedeckten, ein Gefühl von Trostlosigkeit lag, das dem ungelegenen Besucher den Atem nähme, der im ersten Moment doch von der warmen Schlichtheit des Ortes und der nüchternen Eleganz der ineinander übergehenden Räume eingenommen gewesen wäre.

Er steht in der Eingangshalle und sucht die Kaffeetasse, die Safia auf das in Venedig gekaufte Holztablett gestellt hat, dessen mit abgeplatzter Goldfarbe bemalte Voluten die Ecken runden. Médée hatte gelacht, als sie es kauften, sich zärtlich über seinen Geschmack für die banalsten Souvenirs amüsiert, ein fröhliches Zugeständnis an die Vollkommenheit eines Tages, an dem sie zusammen durch die sonnendurchfluteten Gassen geschlendert waren und den kalten Schatten der Kirchen genossen hatten, in denen sie ihn entzückte, wenn sie aufgeregt wie ein Kind vor dem Jesus am Kreuz und den so unterschiedlichen Darstellungen der Mater dolorosa stehenblieb, Ismaïl wartete gern und staunte über ihre Begeisterung für diese himmlische Mutterschaft, immer das Leiden der Mutter, in ihren Armen der Kind-Mann mit seiner Dornenkrone und den tiefen Wunden im gekreuzigten Leib.

Er sucht nach dem Kaffee, den er viel zu laut von Safia verlangt hat, mit einer weit von seiner gewohnten Liebenswürdigkeit entfernten Gereiztheit. Er erinnert sich nicht mehr, wo er die Tasse abgestellt hat, als ihn das Telefonklingeln zwang, die Betrachtung seiner Hände zu unterbrechen, die er vor sich ins Tageslicht mit den Handflä-

chen nach unten ausgestreckt hielt, ihr seit zwei Tagen schwächer werdendes, aber immer noch vorhandenes Zittern: Nicht mehr trinken, und in ein paar Tagen ist die Sache erledigt; seine Neigung zu klaren Diagnosen blitzt auf, verschwindet sofort. »Sieh nur, mein Schatz, die Büste der Jungfrau dort über dem Portal ...« Médée stupete ihn an, damit er die Augen zu Maria erhob. Sie standen nebeneinander vor der Kirche Santa Maria dei Miracoli, später lenkte sie seinen Blick nach unten auf den Boden, der ebenso kostbar war wie die Fresken an den Wänden der Kapellen. Die Tasse steht vor ihm auf der Marmorkonsole, er seufzt mit kindlicher Erleichterung, der Kaffee ist lauwarm, etwas bitter, er verzieht das Gesicht, Safia dosiert nie richtig. Médée beherrscht die Kunst des Kaffeemachens, stark genug, damit der runde Geschmack den Gaumen erfüllt, nie bitter, eine scharfgezogene Linie zwischen Stärke und Aroma. Als er vor sechs Monaten mit Meriem durch Paris geirrt war und der Herbstwind über den Boulevard Saint-Germain peitschte, waren sie in die frisch restaurierte Kirche Saint-Germain-des-Prés gegangen. Da ahnte er bereits das Ende ihrer verrückten Geschichte und zeigte ihr die Skulptur, die er insgeheim »Médées Madonna« nannte. Der Riss, der die Skulptur durchzog, hatte den Künstler im 13. Jahrhundert vermutlich an der Weiterarbeit gehindert; wie ihm seine Frau voller Anteilnahme erzählt hatte, konnte man aus einem gespaltenen Stein kein Gesicht erschaffen, aber eine Marienstatue durfte auch nicht zerstört werden. »Stell dir den Bildhauer vor, mein Schatz, der Stein zerspringt unter seinen Fingern, er kann die fast vollendete Madonna nur noch begraben;

sie wurde zufällig an der Place de Furstemberg gefunden und schließlich in dieser Kirche, einer früheren Abtei, aufgestellt. Acht Jahrhunderte unter der Erde geschlafen, den Blicken entzogen, und nun vor uns, sieh nur, wie schön sie ist.« Meriem hatte sie unwillig angeguckt, ohne zu sehen, sie wollte die nüchterne Schönheit dieser Kirche verlassen, es war kalt, sie fröstelte in ihrem dünnen Regenmantel. »Willst du eine heiße Schokolade? Du zitterst ja, Liebste, ich bin unmöglich.« Sie hatten das Kirchenschiff mit schnellen Schritten verlassen, ohne eine Kerze für die ernste, majestätische Überlebende anzuzünden, die ihnen hinterherschaut. Médée kannte die Geschichte der früheren Abtei, ihrer Umbauten, das Wunder der fast unbeschädigt gefundenen Madonna genau, und immer begrüßte sie sie, »Gegrüßt seiest du, Maria, du Widerstandsfähige«, lachte und erklärte: »Sie segnet uns, ich spüre es.« Was hatte er mit Meriem hier gesucht, das Herz schwer ob ihrer endenden Liebe? Frieden? Ein Wunder? Wie hatte er glauben können, Médées Madonna würde sie vor einem angekündigten Ende retten?

Er saß Meriem gegenüber in einem Café in der Rue du Four und sah, wie sie, belebt von den Stimmen der Gäste um sie herum, wieder Farbe bekam, sie schwankte zwischen einer einfachen und einer Wiener Schokolade, wählte dann den Genuss des stärkenden Getränks mit einer großen Sahnehaube und belohnte den Kellner mit einem kindlichen Lächeln. Sie war wieder ganz bei sich, ihr Körper durch das körperliche Glück des Wohlbehagens entspannt. Und in ihm erneut die Dringlichkeit, sie zu berüh-

ren, ihr Handgelenk zu streifen, ihre Haut zu spüren, das Begehren, das aufsteigt, sobald sie ihre braunen Augen gierig auf die Menschen ringsum richtet, ihn in der Begeisterung eines flüchtigen Austauschs vergisst, für einen Blick, ein Lächeln, ein unmerkliches Einverständnis mit dem Mann, der am Tresen steht, oder der Frau, die ihre Nachrichten liest. In Sidney, weit weg von den vertrauten Fluren des Avicenne-Krankenhauses, in dem er mit Wohlwollen herrschte, das von gelegentlichen Wutanfällen unterbrochen wurde, die die jungen Assistenzärzte erzittern ließen: Sie beugten sich seiner strengen Kompetenz und seinem Status als Mandarin. In der verchromten Perfektion des OP-Saals in Sidney hatte er zum ersten Mal seit dem Ende seiner Teenagerzeit eine gewisse Schwäche gespürt und zugleich die Vitalität, mit der Meriem ohne jeden Anflug von Koketterie die jungen brillanten Chirurgen begeisterte, die ihre perfekten Handgriffe und die sichere Präzision, mit der sie operierte, schätzten. Dort, im Café, ihr gegenüber, Gefangener eines unmöglich zu stillenden Verlangens nach ihrer Haut, ihrer Stimme, betrachtete er mit geradezu anstößiger Eindringlichkeit und mit Selbstironie ihre kastanienbraun schimmernden Locken, die geschwollenen Augen, und diese Schwellung verlieh ihr eine Verletzlichkeit, die ihn rührte, wie dicke Lider beim Aufwachen, ihr helles Gesicht, eine Maske, deren Geheimnis er nicht durchdringen konnte. Nicht wirklich schön, nicht einmal hübsch, das machte es noch schlimmer; was ihn berührte, war den Blicken verborgen, für ihn allein in der Intimität ihres Seins wahrnehmbar, und weckte sein melancholisches Verlangen, sie zu besit-

zen. Sie zog ihn am Ärmel, wie neugeboren, »Gehen wir, dann haben wir noch Zeit, an der Bastille einen Spaziergang zu machen«. Sie hatte es eilig, zwei Pariser Kollegen zu treffen, die am selben Kongress teilnahmen und mit denen sie zum Abendessen verabredet waren. Er bezahlte, sie gingen hinaus, erneut dem scharfen Wind, der dröhnenden Straße ausgesetzt, und im Verlangen, sie zu berühren, legte er den Arm um sie, doch sie entzog sich ihm. »Bus oder Taxi?«, »Bus«, sie lachte, genervt von seinem bürgerlichen Zaudern, er wusste, dass sie ihn so wahrnahm, dass sie den wohligen Komfort seiner Gewohnheiten genoss, aber hin und wieder ihre spöttische Distanz bekundete, wie ein diskreter Verweis auf ihre eigene Lebendigkeit, die ihn an die Energie ihres Körpers erinnerte, der ihn anzog, nach dem er sich mit glücklicher Ungeduld sehnte, auch wenn er ihm bewusst die besonnene Präsenz, die ruhige Sicherheit seiner Bewegungen und seinen langsameren, schwereren Körper entgegensetzte, der dem Rhythmus seines Atems folgte.

Mit der leeren Kaffeetasse in der Hand steht er barfuß in der Eingangshalle, die schon von der Sonne gewärmt wird, und stellt fest, dass Médée seine Gewissheit, seinen Körper im richtigen Rhythmus zu bewohnen, niemals erschüttert hat; sie ging voran, ihr Schritt mit seinem im Einklang, leicht an seiner Seite, und beinahe hätte er vergessen, langsamer zu gehen, damit sie nicht außer Atem geriet. Doch sie sagte nichts, war aufmerksam für die Gesichter ringsum, ihre ernstesten Augen registrierten die Bewegungen der Straße, die Nuancen der grauen und rosafarbenen

Steine, die Dichte des Laubs, und er spürte das Einvernehmen, das sie verband, und erst jetzt wird ihm bewusst, dass es von ihr eine gewisse Zurücknahme erforderte, die sie auszeichnete und die er irgendwann als ihre Natur angesehen hatte.

Meriem hatte den ganzen Abend gelacht, er hatte sie angespannt beobachtet, die Kollegen waren von ihrer belebenden Begeisterung gepackt. Sie ließ ihre Zähne blitzen, in dieser unverhohlenen Freude lag ein fast schamloses Vertrauen, als dürften die nahezu Unbekannten genießen, was allein ihm vorbehalten war, eine Fröhlichkeit, die ihnen den Zugang zu ihrem Innersten öffnete. Ismail beobachtete sie ohne Wohlwollen, sie war offen und redselig, sie wollte gefallen, und aus einem Winkel seines Gehirns, den er selbst nicht mochte, nicht respektierte, tauchte die Bewertung auf, die er so oft von seiner Mutter gehört hatte, wenn junge Mädchen die Junggesellenwohnung betraten, die er im Viertel Agdal bewohnte und in der sie sich ständig aufhielt, seine Wäsche wusch, dem Wundersohn seine Lieblingsgerichte kochte, nachdem ihn die Jahre der Facharztausbildung in Paris von ihr entfernt hatten: »Es fehlt ihr an Zurückhaltung.« Das Urteil fiel wie ein Fallbeil, zertrennte den bloßen Ansatz einer Beziehung. Vor der strahlenden Médée gab es ein Mädchen, das er an der Universität in Rabat kennengelernt hatte, Siham, aus Marrakesch, lebhaft und sanft, voller Hingabe für den jungen Assistenzarzt, der er damals war. Sie hatte ihn lange begleitet, hatte nichts verlangt, sich um seine Wünsche gesorgt, als reichten ihr das Charisma des jungen



Arztes, seine nonchalante Freundlichkeit, seine gelegentliche Aufmerksamkeit. Sie besuchte ihn dreimal in der Woche nach neunzehn Uhr im Wohnheim, doch einer unausgesprochenen Übereinkunft folgend hatten sich ihre Leben nie gemischt. Zumindest hatte er das gedacht, bis zu dem Tag, als ihm Siham, nachdem sie ihr Jura-Diplom erlangt hatte, ankündigte, sie werde Rabat verlassen und nach Marrakesch zurückgehen, ein anderer Mann wolle sie zur Frau, zur Ehefrau. Verblüfft hatte Ismaïl eine Welt unausgesprochener Erwartungen entdeckt, die kurze Beschreibung des anderen aufgenommen, der auf Legitimität bedacht, wohlhabend und standfest war und sie genug begehrte, um zu fürchten, dass er sie verlieren könnte. Anhand dieses Gegenbilds verstand er allmählich, was Siham in den vergangenen Jahren von ihm erhofft hatte; er erfuhr, dass sie ihm sechs Monate zuvor nichts von ihrer Schwangerschaft erzählt und lieber das Risiko einer illegalen Abtreibung in Begleitung einer Freundin auf sich genommen hatte. »Ich habe versucht, es dir zu sagen«, rechtfertigte sie sich, »du hast aber nicht zugehört, du hast mir von einer Patientin mit einem Hirntumor erzählt, die du am nächsten Tag operieren würdest, du warst besorgt, die Operation war sehr heikel, und du musstest sie zum ersten Mal allein durchführen; ich wollte dir nicht ein Leben aufzwingen, das nicht deinen Plänen entsprach.« Aufmerksam hatte er ihr zugehört, gekränkt von dem, was sie ihm zu verstehen gab, seine Leichtfertigkeit in ihrer Beziehung, der Egoismus, mit dem er die Lust genossen hatte, die sie ihm schenkte, ihre Zärtlichkeit, ohne sich je zu fragen, was er ihr im Gegenzug hätte geben kön-

nen oder müssen, Sicherheit, Präsenz. Die junge Frau hatte ihn noch einmal schweigend angeschaut, in ihrem Blick lag eine neue Ironie, eine Kraft, die ihr der andere Mann gab, die Gewissheit, in Ausschließlichkeit begehrt zu werden, genug, um sie zur Ehefrau zu machen, während er sich um nichts zu kümmern schien, was ihn von seinem einzigen Ehrgeiz ablenkte, der beste Neurochirurg seines Landes zu werden, den Professoren ebenbürtig, die sich seit zwanzig Jahren über den geheimnisvollen Schädel seines jüngeren Bruders beugten, den Wangen seiner Mutter wieder hoffnungsvolle Röte schenkten oder sie vor seinen Augen erbleichen ließen; sie war ihren oft falschen Diagnosen ausgeliefert und verkaufte voller Respekt und Vertrauen in die Grenzenlosigkeit ihres Wissen Stück um Stück den von ihrem Vater geerbten Besitz, in der Hoffnung, eine Behandlung werde das rätselhafte Schweigen ihres Sohnes erklären und heilen, seine Obsessionen, den mechanischen Fluss seiner Rede, sein Eingeschlossensein in eine so eng begrenzte Welt, dass nur die Familienmitglieder sich ihm nähern konnten, ohne dass er in Tränen oder verängstigtes Schreien ausbrach.

Immer hatte zwischen seiner Mutter und ihm der Schatten des anderen Sohnes gestanden, seines Bruders Jawad, so begabt, wie sie ständig wiederholte. Sie beschrieb die Scherze des Kindes mit heiterer Stimme, die die Frau auferstehen ließ, die sie vorher gewesen sein musste und an die er sich kaum erinnerte: das flüchtige Bild einer jungen, fröhlichen Frau voller Arglosigkeit, die gern tanzte und sich mit ihrem Kind im Arm im Rhythmus der weh-